

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1914**

236 (10.10.1914) Unterhaltungs-Beilage des "Volksfreund"

# Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 15. Oktober

des „Volksfreund“

Nummer 236 — 1914

## Abschied.

Stille — alles still. — Verstecktes Weinen,  
Ein abschiednehmend Schluchzen und dann — nichts.  
Hier geht ein Vater zögernd von den Seinen,  
„Zum Krieg!“ — der eine jubelt, jener spricht  
Mit nassen Augen. — Kinder, Frauen  
Umbrängen einen, küssen seinen Mund,  
Vielleicht zum letztenmal in dieser Stunde.

Dort geht ein anderer, seine Augen leuchten,  
Der Liebsten drückt er noch einmal die Hand.  
Er blüht ihr in die Augen, in die seuchten,  
„Leb wohl! es gibt dort drüben auch ein Land.“  
Der Bruder hält die Schwester lang umfassen,  
„Gott sei mit dir in Kampf und Streit!“  
Dort küßt die Mutter ihren Sohn mit Wangen:  
„Geh hin — vielleicht auf ew'ge Zeit.“

Verstecktes Weinen — ahnungsbanne Herzen.  
Dort eine Alte, die ins Jenseits träumt.  
Da frohe Mädchen, die beim Abschied scherzen,  
Und hier ein Jüngling, in dem Kampflust schäumt.

Die Männer gehen. Noch ein letztes Wenden —  
Ein weher Blick, der nochmals Abschied winkt.  
Ein letzter Gruß noch mit den harten Händen —  
Und eine Heimstatt, die schon fern versinkt.

Vorbeil — Fort! — Ungefüllte Tränen,  
Berschweigend Zammern, Hoffen auf den Sieg.  
Ein langer, endlos langer Wunsch, Ein Sehnen  
Und blutig über allem brüllt der Krieg.

## Der Sozialdemokrat im Kriege.

Ein mit an erster Stelle im Agitationsgebiet  
Frankfurt a. M. stehender Genosse, der als Land-  
wehrmann in Belgien und Frankreich mitgekämpft  
hat, schreibt der „Frankfurter Volksstimme“. Wie  
wir so werden die Weiser Freude über den tapferen  
Sinn und die schöne Menschlichkeit des Schreibers  
und seiner Kameraden empfinden.

September 1914.

Kurz nach der Schlacht bei Neu-Château erging auch an  
unser Landwehrbataillon der Befehl zum Ausmarsch, und  
so fuhr wir denn hinaus ins Feld, alle den einen Ge-  
danken: das eiserne „Musch“ zwingt uns zum Kampfe für  
die Existenz des Vaterlandes, für unsere Familien, für  
unser Volk. Deshalb war auch die Begeisterung, mit der  
wir ausmarschierten, eine ernste Willenskund-  
gebung, keine oberflächliche Hurrafrummung. Die Bahn  
führte uns durch Luxemburg hindurch in der Richtung  
nach Condy, von da, nach einem Aufenthalt, der erfolglos  
musste, weil eine Tunnel Sprengung vorgenommen war,  
nach Bastogne. Von Bastogne aus ging es zu Fuß  
unter recht anstrengenden Umständen nach Belgien hindurch  
bis tief nach Frankreich hinein. Wir marschierten also  
mitten durch das Schlachtfeld hindurch, auf dem das  
Armeekorps mit einer geradezu bewundernswürdigen  
Zäuberkeit gefochten hatte. Massengräber, zerstörte Aus-  
rüstungsgegenstände, zerstörte Gewehre, zerstörte  
Kanonen (fast ohne Ausnahme waren es französische  
Sohlen) zeigten die Stellungen an, wo gekämpft wurde  
auf freiem Felde; zerstörte Säuler, niedergebrannte  
Dörfer ließen die Richtung deutlich erkennen, in welcher  
die Kriegsschritte zogen. Von der Ferne rollten die Kanonen;  
aber anfangs daß wir die Gefechtslinie erreichten, ertönten  
die Kanonen immer weiter von uns, obwohl wir ganz  
gehörige Marschleistungen vollbrachten. In Longchamps  
kamen wir spät in der Nacht an; unsere Sanitäter waren  
gerade dabei, einen Zug von Verwundeten zu verladen, der  
ganze Ort war stark mitgenommen, ganze Säulerreihen  
niedergebrannt.

Ueber Neu-Château ging es am anderen Tage weiter  
nach Florenville; hier bot sich das selbe Bild, nur daß keine  
zerstörten und verbrannten Säuler vorhanden waren.  
Dagegen waren die Verkaufsläden zertrümmert, die Waren  
in den Schmutz geworfen und sonst alles verwüstet; eine  
große Zahl von Verwundeten kam an, sie kamen aus der  
Schlacht bei Muzon. Es überkam mich ein beschämendes  
Gefühl, als ich in Florenville eine solche Ver-  
wüstung in einzelnen Läden und Säulern vorfand, denn  
die dortige Bevölkerung hat sich uns gegenüber in einer  
durchaus noblen Höflichkeit verhalten; wir bekamen gegen  
Geld guten Wein und erhielten gute Quartiere. Es wollte  
mir deshalb nicht in den Kopf, daß unsere Soldaten diese  
Verwüstungen angerichtet haben sollten, und so begab ich  
mich ans Ausforschen, wie es komme, daß diese Ver-  
wüstungen vorhanden seien. Eine Kellnerin, die aus  
Brüssel stammte, aber gut deutsch sprach, gab mir Auf-  
schluß darüber. Sie erklärte mir auf das bestimmteste,  
daß es die Franzosen waren, die auf dem Rückzug alles  
plünderten und raubten, was sie erwischen konnten, und  
alles kaputt schlugen, was sie kaputt schlagen konnten.  
Ich betone, das sagte mir eine Belgierin, die allerdings  
auch zu gleicher Zeit eine Sozialistin war. Die Schilderung  
dieser Belgierin löste bei mir als gutem deutschen  
Sozialisten Verwunderung aus, ich hatte die Franzosen  
höher eingeschätzt, bekam aber einen tiefen Mißton, als  
ich sah, wie sie gehandelt hatten. Und je weiter wir nun ins  
Land kamen, bis tief in das Frankreich hinein, überall das-  
selbe Bild, überall grauenvolle Verwüstung, hungerrnde  
Frauen und Kinder, verzweifelte alte Leute, die erzählten,  
daß es ihre eigenen Landsleute waren, die ihre Wohnungen  
und alles vernichteten. Mir ist während des ganzen  
Marsches nur ein Fall bekannt geworden, wo sich ein be-  
trunkener deutscher Landwehrmann zu einer Demolierung  
hinsetzen ließ; von seinen übrigen Kameraden wurde er  
sodort der Wache übergeben und verhaftet. Unsere Sol-

daten duldeten nicht, daß geplündert wurde, sie teilten  
ihre eigenen Rationen mit den hungernden Frauen und  
Kindern. In Nancy traf ich eine Familie, Frau mit sechs  
Kindern, das siebente war auf dem Wege, die Familie  
war halb verhungert; sofort erhielt sie, nachdem ich dem  
Feldwebel davon Meldung gemacht hatte, von uns Brot,  
Weis, Salz, Kaffee und Fleisch von einem Ochsen, den wir  
geschlachtet hatten. Der Mann dieser Familie stand als  
Artillerielandwehrmann im Felde und schloß vielleicht in  
demselben Moment, wo die deutschen Soldaten seine Kinder  
und Frau verproviantierten, ein Geschütz gegen deutsche  
Soldaten ab. Das hinderte uns nicht, Mensch zu sein  
gegen die Unschuldigen, die unter diesem Zustand leiden  
mussten, und so wie wir dieser Frau gegenüber verfahren  
sind, so haben wir allen, die ohne Nahrung herumirren,  
geholfen, wir gaben unsere eigene Kost hin und teilten  
den letzten Bissen mit allen Einwohnern, die sich ruhig und  
anständig gegen uns benahmen. Mit Empörung habe ich  
deshalb die Nachrichten französischer Zeitungen gelesen, die  
uns deutsche Soldaten als Nordrenner hinstellen. Die  
französischen Ausrüstungsgegenstände, die in den verwüsteten  
Wohnungen herumliegen, legen Zeugnis davon ab, daß  
diese Wohnungen von den Franzosen verwüstet wurden.  
Mögen kleinere Ausschreitungen einzelner Deutscher eben-  
falls zu verzeichnen sein, ich will es nicht bestreiten, so steht  
aber fest, daß diese Ausschreitungen sofort mit harten Stra-  
fen gegen diese Soldaten belegt wurden. Dort aller-  
dings, wo nachts auf unsere Truppen geschossen wurde,  
oder wie es in Neuchâteau durch einen Bauer geschehen ist,  
der einen Kameraden erstochen hat, wurde mit unnach-  
sichtlicher Strenge verfahren. Ich glaube nicht alle Märchen,  
die erzählt werden über Greuelthaten, die von der Bevölke-  
rung verübt worden sein sollen; aber einen Fall kenne ich  
persönlich: Ein Bauer hat nachts einen deutschen Sol-  
daten heimtückisch erstochen; ich selbst habe diesen Bauer mit  
gefangen und der Wache übergeben. Die Schuld daran,  
daß sich die Bevölkerung am Kampfe beteiligt, trifft die  
Regierung, die das Volk gegen die deutschen „Barbaren“  
aufhetet. Mit Genugtuung habe ich deshalb die Erklärung  
unseres deutschen Parteivorstandes gelesen, der uns in  
Schutz nimmt gegen die gemeinen Verleumdungen, die uns  
angedichtet werden. Genau so, wie wir ritterlich gegen  
die Bevölkerung waren, genau so ritterlich waren wir gegen  
die verwundeten französischen Soldaten und gegen die Ge-  
fangenen. Auch mit ihnen teilten wir den letzten Bissen  
Brot, schenkten ihnen die letzte Zigarette und halfen  
denen, die nicht laufen konnten, auf die Wagen usw. Es  
muß das Streben der deutschen Bevölkerung sein, sich im  
Lande genau so ritterlich zu zeigen gegen  
diese Gefangenen und Verwundeten, wie wir  
es als Soldaten im Felde getan. Ich traf viele Partei-  
genossen unter den Gefangenen, die ihre Regierung ver-  
wünschten, die Rache schürten für Saures und die es tief  
bedauerten, daß sie gegen ihre deutschen Genossen kämpfen  
müssen.

Nach fast dreiwöchigem Marsche erreichten wir endlich  
die Feuerlinie; wir tamen als Verstärkung gerade recht-  
zeitig genug, um in den Kampf einzugreifen. Als vor  
uns und neben uns die ersten Granaten einschlugen, denen  
bald ein volles Bombardement folgte mit Granaten und  
Schrapnell, da wurden wir so kalt wie bei einem Ma-  
növer. Nur ganz kurz ist der Moment, der das Herz etwas  
stärker klopfen läßt als sonst. Wir hatten Artilleriebedeckung  
und hatten endie Aufgabe, den Rückzug zu decken, der sich aus  
strategischen Gründen auf unserem Flügel notwendig  
machte. Dieser Rückzug vollzog sich in voller Ordnung,  
nicht einmal ein Kommissärbrot blieb zurück, obwohl unsere  
Feldküche bis auf 20 bis 25 Kilometer hinter der  
Schlachtfront vorgezogen war. Die Franzosen folgten  
uns erst nicht gleich, erst unsere Nachhut, die aus den  
Hanauer Ulanen bestand, bekam Infanteriefeuer. Das  
Artilleriefeuer begleitete uns allerdings ständig, konnte  
aber bei dieser Gelegenheit wenig Schaden anrichten, es  
gab nur wenige Verluste. Die Lage vorher waren die  
Verluste unserer Truppen stark, aber immer nur viele  
Verwundete und wenig Tote, und die Verwundeten waren  
zu neun Zehntel auf Granat- und Schrapnellstücke zu-  
rückzuführen. Ueberhaupt muß betont werden, daß die  
französische Artillerie vorzüglich und unserer ebenbürtig  
ist, mit Ausnahme unserer schweren Artillerie, an der sich  
die Franzosen nach meiner Meinung nicht messen konnten.  
Dagegen erscheint die französische Infanterie als eine  
schlechte Truppe, sie schießt schlecht, schießt nur aus Deck-  
ungen und weicht dem offenen Kampfe aus. Das ist das  
Urteil unserer Infanteristen, die mit der französischen In-  
fanterie in Berührung kamen.

Mein Urteil über den Krieg selbst ist das gleiche ge-  
blieben, es ist ein Morden und Schlachten und es ist für  
mich heute noch unbegreiflich, daß sich die Menschheit im  
zwanzigsten Jahrhundert in eine solche Schlachtereier be-  
geben konnte. Wie es Verta von Suttner und der Lehrer  
Kamzus in ihren Schriften „Die Waffen nieder“ und  
„Das Menschen-schlachthaus“ schildern, genau so ist der  
gegenwärtige Krieg. Ein großes Zammernall wird die Welt  
nach diesem Kriege sein. Die Erde, die die Natur schenkte,  
verkauft in Frankreich und Belgien auf dem Felde, das  
Vieh läuft in Massen herrenlos umher und wird krepieren,  
wenn es nicht von unserer Heeresverwaltung zusammen-  
getrieben wird. Viele Dörfer und Städte sind Trümmer-  
haufen. Das deutsche Volk, das nicht hinaus muß ins  
Feld, weiß nicht, was es den tapferen Soldaten  
schuldig ist, die ihre Leiber hinhalten, auf daß all die-  
ses schreckliche Unglück das Volk nur insofern trifft, als  
Angehörige und Freunde von ihm auf dem Schlachtfeld ihr  
Blut vergießen. Kein Opfer, das der einzelne im Inland  
trägt, kann groß genug sein, um es mit dem zu vergleichen,  
was die Soldaten im Feld auszuhalten haben. Obwohl  
die Verpflegung auf vor sich geht, müssen die Kämpfer oft  
tagelang mit Wasser und Brot oder einigen Löffeln Suppe

aus der Feldküche vorlieb nehmen und trotz allen diesen  
Strabazagen ständig dem Tod ins Auge sehen. Deshalb  
sollte im Lande kein Klagen kommen über diese oder jene  
kleine Unbill, die einzelne ertragen müssen. Ihr deutschen  
Frauen, Mädchen, Männer, Mädchen und Kinder schlüft in  
warmen Betten, eure Brüder im Feld haben seit Wochen  
keines gesehen. Eure verwundeten Brüder schleppen sich  
oft stundenweit, bis sie eine Fahrgelegenheit finden, kein  
Klagen kommt über ihre Lippen. Deshalb verzagt im  
Inland nicht! Gebt alles, was ihr habt, tut, was ihr könnt,  
um den Kämpfern weitere Kraft zum Kampf zu geben!  
Es gibt kein größeres Unglück als einen Krieg, das größte  
Unglück aber ist dem Lande beschieden, in dem der Krieg  
ausgefochten wird. Bleibe feiner zurück, um von unserem  
Vaterland dieses Unglück abzuwenden!

## Unser letztes Zusammensein mit Frank.

Es war ein herrlicher, schöner Herbstabend, der 1. Septem-  
ber 1914. Verklärt lag die Natur im Abendmorgenlicht und  
kimmerte sich nicht um die Schrecken des Krieges, wenn nicht  
endlose Kolonnen Proviant- und Munitionswagen, Soldaten  
verschiedenster Waffenartungen, durch Granaten in Brand ge-  
schossene und verlassene Häuser des französischen Städtchens  
Blamont an den Ernst der Zeit ständig erinnert hätten.

Es war gegen 7 Uhr abends. Wie ein Kaufmann ging  
durch das von Militär wimmelnde Städtchen, in welchem auch  
die 2. Kompanie des Landsturmabteillions Heidelberg seit zwei  
Tagen lag: „Das Mannheimer Erjabsbataillon 110 ist hier und  
Dr. Frank ist dabei!“ Das wirkte elektrifizierend. Das es doch  
keinen unter uns, der ihn nicht kannte. Sofort ging nach dem  
Bauhof, hinter welchem das Bataillon abgehängt und die Ge-  
wehre zusammengekehrt hatte. Gleich hieß es: „Dort überm  
Berg, oben, liegt er.“ Und ebenso schnell hatten wir ihn auch  
entdeckt. Das war ein Wiedersehen auf französischem Boden  
und unter ganz anderen Verhältnissen, als wir uns sonst zu  
begrüßen gewohnt waren. Die Situation gab dem Zusammen-  
treffen ein ganz anderes Gepräge. So herzlich hatten alle, die  
gekommen waren, unsern verdienten Führer, den wir aufrichtig  
als feines Entschlossenes bewunderten, wohl noch nie die Hand  
gedrückt. Hier fühlte man erst, wie eng uns ein gemeinsames,  
ungetrennbares geistiges und persönliches Band umschlang.

Die Zeit drängte. Und unsere Mannheimer Freunde hat-  
ten einen herzhaften Appetit mitgebracht. Vier oder fünf von  
uns rannnen zurück in ihr Quartier, um von den selbstgekochten  
Lebensmitteln herbeizuholen, was aufzutreiben war. Es reichte  
aus, um nicht nur unsern teuren Freund, sondern auch seine  
ganze Sektion zu speisen. Und in feinen Brotbeutel habe ich  
noch etwas mit auf den Weg hineingesteckt. Er wehrte ab und  
leistete ehrlich mit feiner Kameraden. Er war ganz Soldat, der  
andere gab, so lange er hatte. Da erscholl das Kommando: „An  
die Gewehre!“ Für uns das Zeichen der Trennung und des  
schmerzlichen Abschiednehmens. Werden wir uns wiedersehen?  
Oder ist das tödliche Geschick schon für ihn bereit? Stumm leg-  
ten wir uns diese Fragen vor, ohne uns zu trauen, sie zu be-  
antworten. Es mußte geschieden sein. Herzlich, recht herzlich  
und bewegt legten wir unsere Hände ineinander, ein fester  
Druck und ein ebenso herzliches: „Auf Wiedersehen, gesundes  
Wiedersehen!“ Das Bataillon war marschbereit. „Das Gewehr  
über!“ Wir betrachteten und besprachen noch feinen strammen  
Griff, und hinaus zog die Kolonne aus dem feinen Dorf, un-  
ter häßlichem Zuruf unsererseits: „Auf Wiedersehen!“, den unser  
treuer Freund so lieblich erwiderte. „Wenn ich gesund wieder-  
sehne, dann wollen wir uns in Mannheim einmal treffen und  
ich will Euch lohnen, was Ihr heute an mir getan.“ Dann ging's  
hinaus aus dem von der Einwohnerschaft heimlich völlig ver-  
lassenen Städtchen, einer ungewissen Zukunft entgegen.

Das war am 1. September. Schon am 5. September hörten  
wir die von uns als unrichtig bezeichnete Meldung, daß Frank  
gefallen. Wir konnten, wir wollten diese Schreckensbotschaft nicht  
glauben. Am 10. September war ich auf Wache gegen Vaccarat  
zu. Zurückkehrende Kolonnen riefen mir zu: „Frank ist bei  
Vaccarat bereits beerdigt!“ Wir hielten eine Verwundung  
immer noch für möglich. Bis uns am 15. September die Num-  
mer der „Volksstimme“ vom 8. September mit dem Nachruf für  
Dr. Frank von der Heimat übermittelt wurde. Jetzt wares Ge-  
witzheit, grausame Gewißheit. Die Nummer ging von Hand zu  
Hand. Jeder wollte sie haben. Wir sahen Männer weinen ob  
des Schmerzes. Sie alle fühlten den unerfahrbaren Verlust, der  
uns getroffen. Jetzt erst sah man, wie Franks Persönlichkeit  
in den Herzen so vieler tief verankert war. Ein angesehener  
bürgerlicher Mann Heidelbergs schrieb mir: „Schade um Dr.  
Frank. Was hätte dieser prächtige Mensch nicht nach dem Kriege  
Gutes leisten können!“ Das war auch uns aus dem Herzen  
gesprochen.

Die Hülle Franks ist geangen, aber sein Geist weilt unter  
uns und bleibt in uns. Und so wollen wir ihn ehren, so voll  
er uns unbergänglich sein!

Rebting (Rothr.), 20. September 1914.

Kausch-Heidelberg,  
Landsturm-Infanteriebataillon.

## Feldpostbrief eines Bauernknechts an seinen Onkel.

Bizange, 6. September.

W. O! Weil ich gerade Zeit habe, und Ihr doch auch  
neugierig sei, gerade so wie Ich, denn ich erwarte auch  
alle Tag mit Sehnsucht auf die Feldpost, will ich Euch  
kurz einige Erlebnisse mitteilen, aber nur in kurze, denn  
wenn man alles schreiben wollte, könnte man ein ganzes  
Buch schreiben und ich hoffe wenns Gotts will ist Euch ein-  
mal etwas mündlich vortragen zu können. Ich hätte jetzt  
wirklich satt, war zweimal mit in der Schlacht am 20.  
und 25. dazwischen, immer Vorpostengebäckel und von  
2. auf 3. September einen Nachtagriff, sind schon gar  
viele an den Ohren vorbei geschiffen und so mancher Kame-  
rad ist gefallen. In was für Aufregung verlegt einem  
das erste Surren so einer Bohne, das plagen der ersten  
Granate, der erste Verwundete oder Tote, oder gar wenn  
man das erste Mal zustoßen soll, da zaudert jeder etwas,  
aber schnell wird man anders belehrt, wenn man so Aug  
im Aug gegenüber steht, da heißt es Du oder ich und den  
mutigen die Welt, das haben wir gesehen, denn noch jedes-  
mal sind sie gelaufen, die R o t h o e n, und so ein Surren  
aus 100 deutschen Rehlen tut mehr als 1000 von Kugeln.

Russen schloßen  
herbeigekommen  
keinen Schaden  
Vergang wurde

Neue politische  
Kampf mit der  
hat sich hinter  
ist deswegen  
schischen Trup-  
tig befreit  
Armeen we-  
er Schuppen die  
Truppen ein-  
sein.

## reichern

Die „Süd-  
en von der  
ern Serbien  
er Herrschaft  
er jerbischen  
die von den  
Positionen zu  
den von den  
en Kämpfen,  
ten die Ser-  
fizieren  
l. Die Ser-  
Kämpfen als  
schlich ist.  
Es herrscht  
Stimmung

## 5.

Art: Auf An-  
die Emissionen  
ungals auf  
Portugal von  
he Regierung  
szwecken ge-

## Russen.

Die russischen Blä-  
at Feinere  
upationsstru-  
Zwei Offi-  
et. Der Rus-  
en Russen bis  
e Russen ent-  
aber, ohne  
hen, daß die  
esetzt Weilen,  
der Hecker  
hat sich dem

## Donien.

Es einem Be-  
geht hervor  
eine lebhaft  
entschlüsse an  
wurden  
ischen serbi-  
zu hef-  
he Banden  
Verhältnisse  
Arbeitsver-  
00 betrügt.

## Althelm Koll;

Karlsruhe.

## tag Zusam-

dem Turn-  
3356

## e

8361

dek 4.00

1.60 an

0.80 an

nd 0.50

aar 1.00

fund 1.14

## F

al

chtung

te:

va

lien

gen.

ler

Hofl.  
40.

und wie an so vieles, so gewöhnt sich der Mensch auch an das und man wird kalt, denn nicht jede trifft und schlechte Schützen haben wir gegenüber das haben wir raus, die sind feig und falsch reifen vor der Masse aus und vergreifen sich nur an einzelne, wehrlose und auch Verwundete, die Barbaren. Aber wir zeichnen Ihnen schon, denn wenn wir sie laufen lassen, ergreifen sie wieder die Waffe und schießen uns in den Rücken sogar ihre Verwundeten machen das, auf den Bäumen sitzen die Hunde gleich 3-4 da „hst“ lauft eine um die Ohren, da noch eine, wir schauen woher, gleich wieder eine und ein Kamerad liegt in seinem Blut. Aber jetzt von oben herab ist er getroffen jetzt haben wir sie, da solltet Ihr sehen wie da die Gewehre herabliegen, aber genau wird gezielt, gerade wie auf ein Sträßen Nest und ein zwei drei blums sind sie herunt und brechen noch das Genid dabei, denn unser Kamerad ist gerächt.

W. L. glaubt aber ja nicht, daß wir dabei verlohren oder verwildern. „Nein“ sondern immer noch ist ein Junken Parmerzigkeit im deutschen Herz und gerne reicht man dann so einem armen Kerl seinen letzten Tropfen in der Flasch und leidet selber Durst und legt ihm einen Verband an was die nicht machen würden, wir tun ja unsere verdammte Pflicht und ein Verwundeter ist bei uns kein Feind mehr.

W. L. Ein anderes Beispiel das ich am 25. erlebt, eine Granate plagt auf 10 Schritt von mir der Luftdruck wirft mich zu Boden ich dachte ich wär getroffen, als ich wieder zu mir kam und der Dampf sich verzogen, schau ich um, da liegt unweit von mir ein K r o d er hat noch einen Beinabschuß. Wie der Kerl sieht daß ich aufstehe bacht der sein Gewehr bleck die Zähne grad wie so ein bissiger Hund wie ich das seh ein Sprung und der Kerl hat eins vor den Kopf aber nicht ich allein hab es bemerkt, sondern noch ein Kamerad ein Sachse der kam auch dazu, hält ich nicht mehr so schnell gefannt so hätte der es gemacht und der Kerl hat doch seinen Tref bekommen schade sagte er daß Du so schnell warst Kolleg, so äne Gemänhät und reicht mir die Hand und vorwärts gings wieder.

Solche Augenblide gibt es viele und gar vieles vergißt man oder übersteht man in so einen Tumult wenn der Boden unter den Füßen wankt und die Kugeln pfeifen wie Hagelwetter und man glaubt die Hölle hätt sich aufgetan, wenn man so drin steckt da vergißt man Hunger und Durst und alles um sich da hat man nur den einen Gedanken vorwärts drauf auf die Hund, hernach kann mans selber gar nicht fassen, daß man durchgekommen ist aber Gott ist mit uns, er löst uns diesen Mut ein, das ist unser festes Vertrauen darauf bauen wir.

W. L. Wir sind jetzt etwas zurückgekommen, um uns zu sammeln denn wir sind sehr heruntergekommen. Seit 18. keine Nachtruh mehr kein Dach, selten nur ein paar Stunden unterm Zelt, wenn nicht im Gesecht, so wird marschiert oder geschanz. An die 70 Mann Verlust 1 Reutnant tot, unser 1. Hauptmann verwundet, der 2. auch, da haben wir Ruhe nötig heute Nacht in der Kirch unterm Kronleuchter geschlafen ein wunderliches Gefühl das, lauter solche Sachen erlebt man.

W. L. jetzt hätte ich noch eine Bitte an Euch weiß aber nicht ob wenn Ihr sie erfüllt mirs noch von Nutzen ist, aber ich denke, wenn nicht mir, so einen andern Kameraden, der auch sein bestes dran jetzt, fürs Vaterland, nämlich uns fehlt es ganz und gar an K a u f s g e l d e r was wir doch alle leidenschaftlich tun, gar mancher gab vieles für eine Spreize oder eine Briß Tabak und auch mein Pfeifchen sieht schon lange kalt und man könnt es so oft anschießen, wenn man so auf Posten steht, das vertrieb den Schlaf und die Grillen und da erhalten viele von so Gaus so kleine Rädchen viel darf man ja nicht schiden da steht man dann herum und sieht Sehnsüchtig zu ob nicht auch aus Kameradschaft ein Gipschen voll abfällt und verspricht Revanche wenn es der Fall ist. auch Zucker erhalten viele, darnach tue ich aber nicht, ist zwar auch gut, auf den Marsch haben wir immer große Hitze ist auch besser wie Regenwetter wenn man immer draus sein muß, also nehmts Euch mal zu Herzen bin Euch im voraus dankbar. Sonst bin ich gesund und immer bei gutem Humor was die Hauptsach ist denn das ist mein Wunsch nur einen Seldentot will ich sterben wenns Gottswill ist und nicht an Hitzschlag oder sonstwie wies vorommt. Denn das ist der schönste Tod. Ich habe noch nie einen Verwundeten überlaut jammern hören. Schreibt mir auch bald einmal ist Lena noch da? Ist Michl noch zu Haus? Ich habe für alles groß Interesse Gruß an alle Greuter und was die jetzt erleben. Rebt Wohl auf Wiedersehen herz. Gruß Euer Tobias.

Jetzt hab ich aber viel geschmäht und der Plaz wird knapp einander einmal wieder etwas wenns sein kann ich schreib halt wies mir in den Schädel kommt. Es grüßt Euch Euer Tobias. („Strf. Btg.“)

### Kriegsbriefe aus dem östlichen feldlager.

Nach langer Zeit — Quartier! 2. Oktober 1914.

Es ist gegen 10 Uhr abends. Seit drei Tagen regnet es fast unaufhörlich. Bald klatscht es in dicken Tropfen an die Schotten, plagt auf den Rücken der Pferde, peitscht den Soldaten das Gesicht, bald rieselt es in Windfäden nieder, durchdringt die Mäntel, fricht sich durch die Unterleider, dringt noch weiter, macht einen vor innerer Kälte und Unbehaglichkeit schaudern. Seit zwei Tagen fluten Bagage- und Munitionskolonnen hin und her. Sie bereiten neue Stellungen vor oder holen Munition und Fourage für die Truppen in der Front. — Seit einer halben Stunde hat der Regen aufgehört, aber die ankommenden Truppen sind bis auf die Haut durchnäßt von den unermesslichen Güssen, die selbst durch die Zelttücher drängen. Einige Kolonnen mußten noch weiter, die anderen durften bleiben, durften ins Quartier! Manche von den Soldaten hörten die sonnige Volksschiff, ins Quartier zu kommen, in einem Weiz zu schlafen, seit Wochen zum erstenmal. Allerdings, zuerst müssen die Pferde versorgt werden. Immer erst die Pferde. Das war nun kämmerlich. Die Kaserne ist überfüllt, es beginnt ein Euchen und Gassen nach Privatställen. Hier wurde noch ein Pferd dazwischengeschoben, dort noch eins. Bald jedoch waren alle Wäden verstopft, kein Pferdeshwanz konnte mehr untergebracht werden. Einige Duzende Tiere mußten wieder eine Nacht draußen bleiben. Eine Decke ist ihr Stall. Sie schienen das zu verstehen. Trüblich hängen sie die Köpfe.

Die Quartiere sind überfüllt oder die Wohnungen beschloffen. Nicht alle Öffnungen auf ein Bett oder ein Lager unter einem Dach werden Wirklichkeit. Gruppenweise stehen die Soldaten noch bei den Pferden. Einige mißvergnügt, andere suchen mit Humor über die Situation hinwegzukommen. „Gang dich

an den Wagen zum Austrodnen“, ruft einer seinem Kameraden zu. Zehn Stunden waren sie heute unterwegs. Eine artige Peinigung für Landwehrlente bei solchem Hundewetter. Und seit einer Woche nur Windst. „Wenn wenigstens die Läden noch auf wären“, sagt einer (es war 11 Uhr geworden), „oder wenn man etwas Warmes in den Leib kriegte“, bemerkte ein anderer, „warmen Kaffee“, meinten mehrere. Da kam mein Kollege angestürzt. Er hatte leere Zimmer aufgestöbert, deren Eigentümer geflohen waren. Da gabs Betten, Decken, Sofas. Für fünf, sechs Mann war Plaz. Das brachte Leben unter die Leute. Aber wer sollte hinein? Einige jüngere Leute verzichteten freiwillig zugunsten der älteren und eines Verlegten. Schließlich konnten neun Lager hergerichtet werden. Auch eine Küche mit Gasofeinrichtung war da. Bald brodelte das Wasser über dem Feuer und Kaffeeduft zog durch die Räume. Dann erzählten die Leute. Von ihren eigenen Strapazen wenig; sie bewaerten ihre Kameraden in der Front, die seit drei Tagen im Schützen graben lagen. „Wenn da dat man so heben könnten, wie wir jetzt“, sagte ein Hamburger, „de sin to beduren.“ — „Jo, wi könnt er ußhollen“, bemerkte ein anderer. Der Gedanke an ihre weniger glücklichen Kameraden trüffelste Vermutstropfen in den Becher ihres eigenen bescheidenen Glücks. „De unten möt of Kaffee hebbeln“, rief einer. „Fiz gings hinunter: „Hier heißer Kaffee!“ Schnell waren die Kannen geleert. Während sie den warmen Trank schlürzten, wärmten sich die Leute die Hände an den Bechern. „Dat ist gaut, dat maßt lebendig!“ — „Wenn bloß unse Kameraden dat auf freegen!“ Wieder gilt der erste Gedanke den Kameraden in der Front. . . .

Als wir wieder hinauskamen, erzählte ein Hamburger gerade einige lustige Sachen, dann wurde es still. Von der Straß hörte man die schweren Schritte der Wäden bei den Pferden und Wagen. — Nebenun vor einem Hotel steht noch ein junger Artillerist mit drei Pferden. Sein Reutnant hat hier Quartier gefunden. „Hinten in der Kempte stehen Kutschwagen, die könnte man herausziehen“, sagt mein Kollege, „dann wäre Plaz für die Pferde.“ Schnell nochmals hinunter, erneut bernimmt der Soldat die Kunde. „Aber erst muß jemand die Pferde halten, damit ich den Reutnant benachrichtigen kann.“ Dann hinein in den von Flüchtlingen mit Pferden und Wagen besetzten Hof. Nach einiger Zeit ist das Werk gelungen; auch diese Pferde sind untergebracht, „und ich habe ein feines Lager“, sagte lachend der Soldat und zeigt auf ein Häufchen Stroh. „Bei den Pferden schläft man gut.“ Dann zieht er ein Stück Kuchen hervor, das er in einer Konditorei trotz der späten Stunde erwirkt hatte. Mit Behagen verzehrt er sein Abendbrot, dann geht er noch nachsehen, wo das Gepäck geblieben ist, denn der Reutnant muß noch seine gelben Stiefel haben. Nach kurzer Zeit kommt er zurück und kriecht bernüßt ins Stroh. Er hat ja ein feines Lager! — Auf dem Hofe hört man noch einige Stimmen von Flüchtlingen. Ganz gedämpft dringen sie aus dem mit Wetzzeug und Plandeden beladenen Wagen.

Am anderen Morgen fährt ein kürzaster einen nur mit einem Pferd bespannten Bagagewagen heran. Er gehört zu einer Kolonne, die vor 20 Stunden angekommen war. Unterwegs war ihm ein Pferd krank geworden, es konnte nicht mehr vorwärts, er blieb mit seinem Wagen zurück und bald verfuhr das Tier gänzlich dem Dienst. Es leitete das Schicksal so wieder anderer. Der Soldat mußte es zurücklassen, unbekümmert darum, was mit ihm geschah. Ich habe schon viele Pferde verendet im Strahengraben liegen sehen. — Aber was nun? Mit einem Pferde weiter! Rängt war die Kolonne aus dem Gesichtskreis verschunden. Oft mußte der Soldat sich neben seinen Gaul spannen und ziehen helfen. Er mochte vorwärts, wollte unter keinen Umständen zurückbleiben. Schwer arbeitete sich das Pferd und der Soldat durch Dunkelheit, Sturm, Regen und aufgewühlte Wege. Oft schien es, als sollten die Hindernisse liegen. Dann griff der Soldat in die Mäde. Zoll um Zoll kam er dem Ziel näher. Endlos schien die Nacht. Dreißig Stunden war er unterwegs, ohne Kost und Ruhe: Nun hatte er geschafft. Er wie sein Pferd zum Umfinken ermattet, von Schweiß und Regen völlig durchnäßt, aber nicht verzagt, sondern zielbewußt und stolz darauf, Pferd und Wagen in Sicherheit gebracht zu haben, kam er an. Nicht selbst bebauerte er, dem Pferde galt seine Sorge. „Einen Stall und Futter fürs Pferd!“ Kameraden nahmen ihm die Sorge ab. Die Kolonne ist stolz darauf, daß er zu ihr gehört. „Das ist ein Kerl!“ — Ein Eingefall. Jeder Tag bringt solche Leistungen in ungezählter Menge.

### Ein Bilo aus der Riesen Schlacht an der Marne (Aus Feldpostbriefen).

Nach furchtbar heißen Stunden ein paar Zeilen in Eile. Du kannst Dir von dem Gesecht kein Bild machen. Wir sind in zwei französische Artilleriefeuer geraten und haben furchtbar bluten müssen. Wir haben unsere Stellung nicht halten können und sind zurück nach . . . Die Franzosen stehen in so guter Deckung, daß wir sie erst mit Artillerie wieder vertreiben können. Mein Freund G. mußte im Felde bleiben. Eine französische Schrapnellkugel löstete ihm das Leben aus. So haben wir viele verloren. Heute vormittag haben wir von unserer Kompanie 68 Tote kognaden und mit ihrem eigenen Blut zugedeckt. Wie liegen hier in einer zerstörten Gadrü, die 2500 Arbeiter beschäftigt hat. Es stehen nur noch die Kontrorräume und ein großer Arbeitsaal, in dem 500 Verwundete untergebracht sind. Sie haben Weins, Arm-, Schulter- und Kopschüsse erhalten. Wann werde ich daran kommen? Für diese ungeheuren Mengen von Verwundeten haben wir noch immer zu wenig Verzte im Felde. Ich habe mir den Krieg schrecklich vorgestellt, aber so schrecklich doch nicht. Schide mir bitte ein paar Zigaretten, hier gibt es nichts zu kaufen. Städte und Dörfer sind wie ausgelehrt.

### In feindlichen Schützengräben.

Meine liebe Schwester! . . . . . am 10. September 1914.

Am 15. d. M. erhielt ich Deine zweite liebe Karte und zwar gegen Abend, als ich schon in einem Pferdeholl zur Ruhe gegangen war. Sage Dir vielen Dank dafür. Nun will ich Dir ein kleines Kriegserlebnis vom 14. d. M. erzählen: Es war fünf Uhr früh, als wir das Infanterieregiment Nr. . . . in seinen Stellungen abließen. Zwei Tage hatte es gegen die Franzosen gekämpft. Ihre Schützengräben haben wir uns zu schönen tiefen Dedungsgräben ausgebaut, denn die französische Artillerie schießt gleich drauf los, sobald etwas von uns zu sehen ist. Da ich man als Bataillons-Madführer gar nicht in die Schützengräben gehöre, richte ich mit noch zwei Madführern und unsern Mäden in eine Scharne, die unweit unserer Schützengräben gelegen war. Dort fanden wir außer verschiedenen Kameraden schon fünf Verwundete vom . . . Regiment. Wir glaubten uns vor dem feindlichen Feuer sicher. Nach einigen Stunden Ruhe schlug plötzlich eine Granate in die Scheuer, sie tötete einen Madführer, zwei Mann der . . . und zwei Mann meiner Kompanie. Nur ein Madführer und ich kamen mit dem Schwaden davon. Ich versuchte den einen Kameraden zu verbinden, jedoch weitere einschlagende Granaten zwangen uns, diesen traurigen Schanzplaz zu verlassen und wieder in die Schützengräben zu gehen. Hier angekommen, schossen wir mit auf den Feind. Ich war noch gar nicht lange drin, als der dritte Mann rechts neben mir von einem feindlichen Gesecht getroffen wurde (Nadenabschuß). Es war der Hauptmann der . . . Kompanie, er war sofort tot.

Gegen 10 Uhr abends ließ das feindliche Feuer ganz nach. Die zwei Madführer machten uns wieder auf den Weg, unsere Mäde zu holen. Meins war vollständig zertrümmert, das meines Kameraden nur wenig beschädigt, das dritte noch unberührt, ich noch es, denn der dritte Führer war ja tot. Ich zog mich mit dem andern ins nächste Dorf zurück und wir schloßen dort die Nacht. Wir brachten früh unsere Mäde wieder in Ordnung und am 16. früh fanden wir uns wieder bei der Kompanie ein, die inzwischen von den . . . ern abgelöst worden war. Es waren zwei schwere Tage für das ganze Regiment. Die Verluste unserer Kompanie betragen bisher 18 Tote und 60-70 Verwundete.

Ich grüße Dich herzlich Dein Bruder W.

NB. Schreibe nur fleißig, ich freue mich über jedes Wort, das ich von Dir höre

D. W.

### Seelisch kaput.

M . . . . . 12. September 1914.

Liebe Eltern und Geschwister!

Wir sind gestern aus einer fünfjährigen Schlacht zurückgekehrt und ich bin gesund und munter, aber durch das fünfjährige Granatfeuer seelisch völlig kaput. Könnst Ihr mir nicht einige Zigaretten und etwas Schokolade schicken? Hier ist nichts zu bekommen.

Es grüßt Euch herzlich Euer Sohn und Bruder.

### Georg der wahrhaftige an sein Volk.

Der „Jugend“ zufolge hat Georg V. von England folgende „Thronrede“ gehalten: „Ein Verbrechen ohnegleichen ist an uns begangen worden: Deutschland hat ebenso feige als brutal mit der furchtbaren Uebermacht seiner 60 Millionen Einwohner die Engländer, Franzosen, Russen, Belgier, Japaner, Serben, Montenegro, Ronegassen, Japutos, Pereros, Indier usw. überfallen, die zusammen nicht viel mehr als 600 bis 700 Millionen Menschen ausmachen!

Trotzdem dieses Deutschland die provozierende Tatsache seines Vorhandenseins mit den nichtigen Vorwänden zu beschönigen sucht, habe ich seit Jahren alles getan, den Frieden zu erhalten und die Deutschen zu lieben, getreu dem Vermandnis meines hochseligen Vaters Eduard VII. des Vidien. Ich habe mich stets bemüht, das undankbare Barbarenland mit einem Kreis wohlwollender Freunde zu umgeben, ja ich wollte es sogar durch die Kofaken zivilisieren lassen — zum Dank fielen sie dann über uns her!

Mit blutendem Herzen gab ich unserm, von glühendem Patriotismus besetzten Heere die Erlaubnis, unser Heiligstes zu verteidigen, den britischen Geldsack, und beschloß, dabei nur die humansten Kampfmittel anzuwenden. Wir ließen alles ungestohlen, was wir nicht kriegen konnten! Selbst von unsern Geschossen ließ ich die scharfen Spitzen ausbohren, die so leicht verletzen können, und beschloß meinen Truppen, ihre Friedensliebe durch Aufzeigen der weichen Fasern zu dokumentieren, so oft die teutonischen Horden heranrückten. Bei solchen Gelegenheiten hat mein tapferes Heer Hunderte der deutschen Rebellen niedergestreckt. Und was taten die Deutschen? Sie schloßen. Ja noch mehr: wenn meine siegreichen britischen Truppen durch behende Rückwärtsbewegungen den Wunsch nach Ruhe zu erkennen gaben, ließen sie ihnen in nichtsmüßiger Weise nach und nahmen Massen freier Briten gefangen! (Zusatz!) Wehr noch Deutschland war ehelos genug, seinen italienischen Bundesgenossen, auf den wir so sicher gerechnet hatten, zur Neutralität zu verleiten. Bei dem neutralen Belgien ist ihm diese Schwächlichkeit erfreulicherweise mißglückt, denn es hatte sich in stolzer Heimschlichkeit schon vorher unserm Bunde der Gutgesinnten angeschlossen.

Und jetzt will deutsche Brutalität einen dauernden Frieden erzwingen, obwohl England erfahrungsgemäß bei stetig drohender Kriegsgefahr immer die besten Gesandte gemacht hat. Damit suchte es unsere berechtigete Stellung in der Welt zu untergraben. Aber wir werden feststehen, bis uns kein Schwindel mehr einfällt. Wir bleiben solidarisch mit unsern Bundesgenossen bis wir sehen, es rentiert sich was anderes besser. Die Geschichte soll einst feststellen, daß ich mein Volk wert war und mein Volk mich!

Georg V. der Wahrhaftige, König von Großbritannien und Irland.

### Kleines fenilleton.

Der Eine. In der freien Bayerischen Schulzeitung lesen wir das folgende Gedicht von Franz Xaver Ramhold:

O Krieg! O Sieg!  
Guzral! Guzral!  
Victoria!  
Ein Kantus steigt!  
— Nur Einer schmeigt  
Im Triumphschrei:  
Der war dabei.

Den Kofaken entronnen. Wie deutsche Gefangene mitunter von russischen „Soldaten“ behandelt werden, hat leider auch ein Landwehmann von Wilspe erfahren müssen, der bei einem Patrouillengang einer Wälsche Kofaken in die Hände geraten war. Ueber seine Erlebnisse schrieb der Strioger dieser Tage an seine Frau:

„Ich habe, seit ich von zu Hause fort bin, viel mitgemacht und schreibe Euch jetzt, nachdem es mir geglikt ist, mich den Händen der Kofaken zu entwenden, die mich vor einigen Tagen gefangen genommen hatten. Wie haben mich die Kofaken behandelt: Hunger und Durst habe ich leiden müssen. Vier Tage bekam ich weder Wasser noch Brot. Dafür um so mehr Schläge mit einer Peitsche aus Lederriemen, an deren unterem Ende Metallspitzen eingeflochten waren. Der Rücken war mir blau geschlagen mit den Knoten. Durch die Behandlung bin ich jetzt so krank geworden, daß ich vorläufig keinen Dienst zu tun brauche und als felddienstunfähig, erklärt worden bin. Ich habe auch zu viel gelitten. Wie ich eigentlich in Gefangenschaft geriet und mich befreite, will ich Euch kurz erzählen: Ich mußte mit noch zwei Kameraden, einer ist von Gabelberg und heißt Schmidt und der andere ist aus Schwelm und heißt Emil Entkerdt, auf Patrouille gehen. Ich war der Führer und wir gingen hinaus, um auszuspähen, wie es mit dem Feinde stand. Kaum waren wir zwei Stunden vom Regiment weg, da sah ich, daß hinter den Bergen Kofaken standen. Wieviel es waren, konnten wir nicht sehen. Um ihre Ziele festzustellen, mochte ich mich weiter vor. Das wurde mein Verhängnis! Denn plötzlich war ich umringt, wurde gebunden und dann ging es mit mir fort. Was das ein Jubel unter den Feinden. Sie verachteten mich auf Deutsch auszufragen, doch ich wußte natürlich nichts. Auch verriet ich nichts, als man drohte, mich zu töten. Angst hatten sie doch noch vor mir. Von Doppelwollen wurde ich bewacht. Später nur von einem Posten. Dieser Posten wurde immer abgelöst, bis Freitag noch gegen 11 Uhr der frisch aufgelegene Posten sich hinsetzte und einschloß. Das war ein Glück für mich. Ich dachte, jetzt ist die Zeit zum Entkommen und schlich mich an den Posten heran, zog langsam seinen Säbel aus der Scheide und schlug ihm im Augenschild den Kopf entzwei. Nun war es Zeit für mich, zu fliehen. Ich fehte mich sogleich auf das Pferd des Getöteten und ritt, so schnell es nur gehen wollte, davon. Als ich bei den deutschen Truppen ankam, meldete ich mich sofort und erzählte meine Erlebnisse. Meine Kompanie war natürlich fängt fort. Jetzt bleibe ich so lange hier. Bis ich wieder bei Kräften bin. . . .